

MARC KLESSE

NARRATIVE DER NATUR

Wissenspoetik des Liminalen in Georg Christian Ruffs
Naturgeschichte für Kinder (1778)

Nicht wahr, Kinder, die Naturgeschichte hat und gibt viel Vergnügen?
Georg Christian Raff

Naturgeschichte(n) für »Herzensfreunde«

Im März 1777, zwei Jahre nach der Weltumsegelung James Cooks, veröffentlicht einer ihrer Teilnehmer den aufsehenerregenden Bericht über die Ereignisse der dreijährigen Expedition. Was der gerade 22-jährige Georg Forster mit der *A Voyage Round the World* als »programmatische Entschleierung der Mythen der Peripherie«¹ seinen Lesern darbietet, lässt einen Großteil mit sprachlosem Erstaunen zurück. Die Reisebeschreibungen und die darin geschilderte Erschließung der Neuen Welt sind so vereinnahmend verfasst, dass manch einer gar die Authentizität des Textes sowie die Autorschaft des jungen Forster anzweifelt.² Nichtsdestotrotz ist es aber die Faszination, die die zeitgenössische Rezeption dominiert haben dürfte: Die *Voyage* trägt dem Bedürfnis Rechnung, sich der neuzeitlichen Erweiterung des Horizonts zu stellen und den Wahrnehmungsmodus zu reflektieren, mit dem Natur und Kultur betrachtet werden. Vor diesem Hintergrund kann Forsters Bericht nicht nur als ein Dokument gelesen werden, das Aufschluss über das Selbstverständnis der Entdecker gibt, denn in gleichem Maße veranschaulichen seine Beschreibungen die narrative Aufbereitung des gewonnenen Wissens. Was vordergründig als inkommensurables Phänomen erscheint,

- 1 Yomb May, Aufklärung und der Wille zur Macht. Georg Forsters Reise um die Welt als Anschreibung gegen die zivilisatorische Evidenz, in: *Ästhetik und Kommunikation* 121 (2003), S. 13–16, S. 13.
- 2 Vgl. Ludwig Uhlig, *Georg Forster. Lebensabenteuer eines gelehrten Weltbürgers*, Göttingen 2004, S. 85.

wird so (be-)greifbar und ermöglicht dem Leser die Teilhabe an der Artenvielfalt der Neuen Welt, ihrer Völker und deren Lebensweisen.

Als Georg Christian Raff im Jahr darauf die *Naturgeschichte für Kinder* publiziert,³ lässt nicht jeder dem Autor das verdiente Lob zuteil werden, dass er angesichts seiner Bemühungen um eine spezialisierte Kinder- und Jugendliteratur mit pädagogischer Breitenwirkung redlich verdient hätte. Die Tatsache, dass Raff die Vermittlung naturgeschichtlichen Wissens in einen Dialog zwischen Erzähler und einer fiktiven Zuhörerschaft aus Kindern einbindet und zeitweise die vorgestellten Tiere selbst das Wort ergreifen lässt, um von sich zu erzählen, überzeugt nicht jeden seiner Zeitgenossen. So spottet der Mathematiker und Satiriker Abraham Gotthelf Kästner: »Hier sind die Thiere sprechend angekommen, allein der Esel ausgenommen; die Rolle hat der Autor übernommen!«⁴ Der Rezensent der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* des Jahres 1779 versichert Raff zwar »den Dank der Teutschen«,⁵ übt aber auch Kritik: »Den Dialogenton können wir nicht billigen. Uns dünkt immer, der Raum hätte entweder erspart oder nützlicher ausgefüllt werden können.«⁶

Was haben diese beiden Begebenheiten gemeinsam? Die Publikationen Forsters und Rapps legen primär Zeugnis ab über das Bedürfnis, den neuen Wahrnehmungsmodus der Natur, der sich im achtzehnten Jahrhundert mit der Erweiterung des Horizonts durch die Entdeckungsreisen und den mit ihr verbundenen naturgeschichtlichen Studien sukzessive formiert, narrativ aufzubereiten. Doch es bestehen zwei gravierende Unterschiede:

Zum einen fasst Forster den erwachsenen Leser ins Auge, dem ein gewisses Maß an Lektürekompentenz und Verständnis für naturgeschichtliche Vorgänge unterstellt werden darf, während Raff für Erzieher und deren Zöglinge schreibt; er tut dies in einer Zeit, die als »pädagogisches Jahrhundert«⁷ Eingang in die Literatur- und Kulturgeschichte der Neuzeit gefunden hat. Zum anderen stellt Forsters *Voyage* in erster Linie einen Tatsachen- und Erfahrungsbericht dar, wohingegen Raff für seinen Beitrag zur Sachliteratur auf Schriften zur Naturge-

3 Der besseren Verfügbarkeit wegen zitiere ich nach Georg Christian Raff, *Naturgeschichte für Kinder*. Mit Zwölf Kupfer-Tafeln, Dritte verm. u. verb. Aufl., Göttingen 1781.

4 Zit. n. Art. Georg Christian Raff, in: *Allgemeine deutsche Biographie*, 56 Bde., Historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaft (Hg.), Bd. 27, Leipzig 1888, S. 158 f., S. 159.

5 Rezension zu G. C. Rapps *Naturgeschichte für Kinder*, in: *Allgemeine deutsche Bibliothek*, Bd. 37, Friedrich Nicolai (Hg.), Berlin, Stettin 1779, S. 523–528, S. 523. Der anonyme Rezensent unterzeichnet mit dem Kürzel »Ot.«.

6 Ebd.

7 Erstmals auffinden lässt sich dieses Etikett bei Johann Gottlieb Schummel, *Spitzbart. Eine komi-tragische Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert*, Leipzig 1779.

schichte und andere Wissensformationen zurückgreift. Für den Leser bedeutet dies die Auseinandersetzung mit einem Konvolut, dessen Nutzen durch seinen Autor selbstbewusst zur Schau gestellt wird, das letzten Endes aber nur Wissen aus zweiter Hand versammelt und präsentiert.

Zunächst aber gilt es, den für meine folgenden Untersuchungen relevanten Begriff einer Wissenspoetik des Liminalen näher zu erläutern.⁸ In meinen Untersuchungen zur *Naturgeschichte für Kinder* bezeichnet er ein Konzept der Selektion und des Arrangements⁹ von naturgeschichtlichem Wissen, dem sich drei zentrale Aspekte von Liminalität unterordnen lassen.

1. Die Grenze zwischen Natur und Kultur. Der Erzähler hält seine Zuhörer zur permanenten Reflexion der Grenze zwischen dem Menschen als Angehörigem des Kulturraums und der fremden Natur als deren Antipoden an. Selbst dort, wo die domestizierte Natur als Teil der Zivilisation erscheint, zum Beispiel in Form von Nutztieren, wird ihr ein nicht geringes Maß an Fremdheit und somit Erklärungsbedarf attestiert. So lässt es sich plausibel machen, dass selbst dem Hausschwein das Wort erteilt wird, um über seine Lebensweise Aufschluss zu geben.¹⁰

2. Die Grenze zwischen Wildheit und Zivilisiertheit. Es wird verdeutlicht, dass der souveräne Status des Menschen keine Selbstverständlichkeit darstellt. Vielmehr handelt es sich bei ihm insofern um ein Paradigma des Liminalen, als es ihm durch Erziehung und Kultivierung überhaupt ermöglicht wird, den Zustand der Wildheit zu überwinden. Im Umkehrschluss bedeutet dies allerdings auch, dass der Mensch den Raum der Kultur unter Umständen auch wieder verlassen kann, also verwildert und somit zu einem Grenzgänger zwischen Natur und Kultur wird.

3. Grenzen als kulturelles Konstrukt. Daraus wird ersichtlich, dass eine solche Grenzziehung gerade durch den Menschen, der die Narrative der Natur produziert und tradiert, vorangetrieben wird. In letzter Konsequenz lässt sich also sagen, dass der naturgeschichtliche Diskurs eine doppelte Codierung aufweist. Einerseits umreißt er die Grenzen des Eigenen und des Fremden – Kultur und Natur –, andererseits formuliert er die Strategien, durch die Verstehen überhaupt erst möglich wird. Beiden Aspekten eignet demnach ein Code der Reprä-

8 Vgl. zur Denkfigur des Liminalen und den methodischen Hintergründen die Vorüberlegungen von Roland Borgards, *Liminale Anthropologien. Skizze eines Forschungsfeldes*, in: Jochen Achilles, R. B., Brigitte Burcher (Hg.): *Liminale Anthropologien. Zwischenzeiten, Schwellenphänomene, Zwischenräume in Literatur und Philosophie*, Würzburg 2012, S. 9–13.

9 Ich verwende die beiden Begriffe hier ausdrücklich nicht im strukturalistischen Kontext; ihre Bedeutung für meine Untersuchungen geht aus meinen folgenden Ausführungen hervor.

10 Vgl. hierzu Kap. 3 dieses Aufsatzes.

sensation: Vor dem »Ende der Naturgeschichte«¹¹ steht ihr narrativer *overkill*, mit dem epistemologische Hürden überwunden und das sperrige Wissen um die drei Reiche der Natur in gefälliger Weise präsentiert werden kann.

Mit Blick auf diese drei Schwerpunkte lässt sich Raffs *Naturgeschichte* als Dokument einer Wissenspoetik lesbar machen, die ihren Status nicht allein durch das Kompilieren zeitgenössischer Wissensformationen erhält, sondern zugleich durch den Akt der Selektion und des Arrangierens zentraler Elemente ihrer Episteme einer *poiesis* zuarbeitet, die auf besonders prägnante Weise vorführt, nach welchen Kriterien sich die Weitergabe von kulturellem Wissen im Bereich der Sachliteratur für Kinder und Jugendliche vollzieht, der um 1800 Hochkonjunktur hat. Gerade aufgrund dieser Kriterien muss die *Naturgeschichte* auch innerhalb der fiktionalen Literatur verortet werden, denn die Wissensvermittlung erfolgt mit Hilfe genuin literarischer Strategien und durch mythologische oder gattungsspezifische Anleihen, beispielsweise Motive der Fabel.

Mit Blick auf die Vermittlung naturgeschichtlicher Inhalte bewegt sich Raff übrigens auf einem gut bestellten Feld: Johann Jacob Ebert publiziert zwischen 1776 und 1778 mit der dreibändigen *Naturlehre für die Jugend* ein Lehrbuch in Briefform, das in den Folgejahren zahlreiche Neuauflagen erfährt. Johann Siegmund Stoy's *Bilder-Akademie für die Jugend* (1784) oder Georg Simon Klügels *Unterricht in der Naturlehre und Naturgeschichte für die Jugend* (1794) widmen sich ebenfalls der umsichtigen Einführung spätaufgeklärter Zöglinge in die Geheimnisse von Fauna und Flora, wobei zu erwähnen wäre, dass Stoy wie auch Ebert in ihren Darstellungen auf bereits erschienene Publikationen zurückgreifen,¹² was die naturgeschichtliche Erziehung als intertextuell grundiertes Projekt lesbar macht.

Die Vorrede zu Raffs *Naturgeschichte* gibt zunächst Aufschluss über das Selbstverständnis des Autors, und es ist dabei nicht auszuschließen, dass die herbe Kritik, die ihm nach der Veröffentlichung entgegenschlägt, die Konsequenz seines selbstbewussten Auftretens darstellt, mit dem er sich gerade nicht in eine ›Ahnenreihe‹ von Prä-Texten fügt:

Ich übergebe hier dem teutschen Publikum eine Naturgeschichte für Kinder, die, wie ich mir schmeichle, so ziemlich in dem Thon geschrieben ist, wie es die Kinder haben wollen, und gewissermaßen auch haben müssen, wenn sie mit Nutzen und Vergnügen darin lesen sollen.¹³

11 Vgl. Wolf Lepenies, *Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts*, Frankfurt am Main 1978.

12 Vgl. Anke te Heesen, *Der Weltkasten. Die Geschichte einer Bildenzyklopädie aus dem 18. Jahrhundert*, Göttingen 1997, S. 86.

13 Raff, *Naturgeschichte*, unpag.

Raff fokussiert damit insofern wirkungsästhetische Aspekte, als die Schrift »so ziemlich in dem Thon« steht, die seinen »lieben kleinen Herzensfreunden und Herzensfreundinnen gefallen könnte.«¹⁴ Mindestens ebenso wichtig wie der Sprachduktus, der einer solchen Publikation eignen sollte, ist zunächst die Selektion ihres Inhalts, was Raff in besonderem Maße rechtfertigt:

Es steht zwar freilich ein und das andere in diesem Buche nicht, was sonst in der Naturhistorie abgehandelt zu werden pflegt; allein Kindern ist nicht alles zu wissen nützlich und nöthig, was Gelehrte von mehrern Jahren wissen müssen. Dagegen aber habe ich auch vieles darin eingerückt, das vielleicht mancher nicht darin suchen wird.¹⁵

Mit anderen Worten: Ruffs *Naturgeschichte* entspricht nicht zwangsläufig den Konventionen der zeitgenössischen Sachliteratur für Erwachsene und dem Ansinnen, bestimmte Wissensfelder möglichst umfassend zu erörtern. Der Akt der Selektion stellt sicher, dass naturgeschichtliche Inhalte, deren Kenntnis den Kindern nicht zwangsläufig »nützlich und nöthig« ist, bei der Textproduktion strategisch getilgt werden.

Desweiteren orientiert sich Raff beim Arrangement seiner *Naturgeschichte* dafür umso mehr an den Anforderungen, die die Pädagogen der Aufklärung an eine kindgerechte Literatur richten. Dazu zählt unter anderem die Wissensvermittlung in der Form des Dialogs, die sich in zahlreichen Schriften aus dem Bereich der Kinderliteratur des achtzehnten Jahrhunderts finden lässt: »Bald rede ich mit den Kindern; bald reden sie mit mir. Izt redet ein Kind oder ich mit einem Thier, izt lassen wir das Thier seine Geschichte hersagen.«¹⁶ Ruffs Erzähler versammelt damit eine fiktive Zuhörerschaft aus Kindern um sich, die in den naturgeschichtlichen Unterricht eingebunden werden. Die Schrift steht damit nicht nur in der aufgeklärten Tradition der Wissensvermittlung in Dialogform, sondern bedient sich eines rezeptionsästhetischen Kunstgriffs, der eine identifikatorische Lektüre ermöglicht: Die fiktiven Zuhörer spiegeln sich im Zuhörer der Wirklichkeit, und im selben Maße stellt der Erzähler in der *Naturgeschichte* eine Instanz dar, die durch denjenigen, der den Text in der Erzählsituation der Wirklichkeit vorträgt – Pädagoge oder Elternteil – ersetzt wird:

14 Ebd.

15 Ebd.

16 Ebd.

Darf ich einem Lehrer, der sich dieses Buchs bedienen will, meine Meinung über den Gebrauch desselben sagen; so besteht sie in folgendem:

Erstlich lese er es mit seinen Eleven ja nicht gleich von Vornen bis Hinten in einem weg durch, sondern mache Auswahlen und verschiedene Cursus, und lasse es den Kindern über, wovon sie izt gern was Neues wissen wollten. [...] Dis thue er nun, so lange es den Kindern gefält, und Zeit und Umstände es ihm rathen.¹⁷

Raffs Konzept, das Buch im naturgeschichtlichen Unterricht einzusetzen, setzt folglich eine mündige Leserschaft voraus, deren Wünsche und Vorlieben berücksichtigt werden und die somit die Möglichkeit erhält, eigene Schwerpunkte zu setzen, »so lange es [...] gefält«. Die Ausführungen der Vorrede zeigen allerdings, dass dem Lehrer das letzte Wort zukommt, wenn es um die Vermittlung naturgeschichtlichen Wissens geht: »Zeit und Umstände« rechtfertigen es, erneut die Kontrolle über den Unterricht zu übernehmen, wodurch die Abhängigkeit des Kindes von der erzieherischen Instanz Betonung erfährt.

Tier-Menschen, Menschen-Tiere

Als besonders geeignet, um sich Raffs Konzept einer Wissenspoetik des Liminalen in einem ersten Schritt anzunähern, erscheint mir die in der *Naturgeschichte für Kinder* ausgiebig verhandelte Gattung, die an der Spitze der Säugetiere steht: der Mensch. Der Erzähler lässt gegenüber den zuhörenden Kindern keinen Zweifel daran, dass es sich dabei um »das vornehmste Geschöpf Gottes auf dem Erdboden«¹⁸ handelt, was sich anhand von zwei bedeutsamen Aussagen darlegen lässt:

Einerseits partizipiert die Darstellung an den aufgeklärten Differenzkriterien zwischen Mensch und Tier, die in den Humanwissenschaften des achtzehnten Jahrhunderts erörtert werden. Dementsprechend kommt dem Tier die Rolle des Instinktwesens zu, während der Mensch die Position des intelligiblen bzw. intelligenten Tieres einnimmt.¹⁹ Dieses Oppositionsverhältnis ist damit weder außergewöhnlich noch wird die Vorrangstellung des Menschen damit preisgege-

17 Ebd.

18 Ebd., S. 622.

19 Vgl. Immanuel Kant, *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, in: Werkausgabe, Bd. 12, Wilhelm Weischedel (Hg.). Frankfurt am Main 1977, S. 395–690, v. a. S. 505 f.; ebenso Johann Gottfried Herder, *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, in: *Werke in zehn Bänden*, Bd. 6, Martin Bollacher / Gunter E. Grimm u. a. (Hg.), Frankfurt am Main 1989, S. 67–76.

ben: »Kein Thier, es sei auch noch so klug und geschickt; es sehe aus und wohne, wo es wolle, übertrifft den Menschen an Klugheit und Geschicklichkeit. [...] Kurz, nichts bleibt dem Menschen übrig, dass er nicht erforschen, finden und bezwingen könnte.«²⁰ Unmittelbar daran anschließend wird den Zuhörern die Kluft vor Augen geführt, die zwischen Unvernunft und Intelligenz des Menschen liegt:

Aber wann kann er das? Gleich nach seiner Geburth? Gleich in seinem ersten Jahre? O nein! Kaum in seinem fünfzehnten Jahr kann er es. Ach wie arm, wie elend, wie hülflos ist nicht der Mensch nach seiner Geburth, und gewöhnlich auch noch bis in sein zweites Jahr! Kriecht er da nicht fast wie ein Wurm auf allen vieren herum?²¹

Ungeachtet des zoologischen Lapsus, der den Wurm zum Quadrupeden erhebt, wird pointiert, dass der Status des Menschen als Souverän über »die ganze Erde, samt allem, was darauf und darin ist«,²² keine naturgegebene, von Anfang an bestehende Überlegenheit gegenüber dem Tier als Instinktwesen darstellt. Die quasi natürliche Vervollkommnung wird durch die transzendente Macht sichergestellt:

Für diesen Mangel des Instinkts nun gab uns der liebe Gott eine vernünftige Seele, mit der wir uns, wenn wir gros geworden und gut erzogen sind, weit über alles Vieh erheben, erstaunlich viel lernen, und uns gleichsam zu Herren des ganzen Erdbodens machen können.²³

Andererseits versieht Raff den Menschen trotz seines Vernunftpotenzials mit der Signatur des Liminalen, mittels derer der »Herr des ganzen Erdbodens« von seinen Grenzen her gedacht werden kann.

Werden wir aber nicht gut erzogen, wachsen wir so wie die Ziegen und wie die Schweine auf, ja denn sind und bleiben wir auch halbe Ziegen und Schweine, und werden uns nicht viel vom Vieh, das Heu und Stroh, Laub und Gras, und Eicheln und Bücheln frist, unterscheiden.²⁴

20 Raff, Naturgeschichte, S. 622.

21 Ebd., S. 623.

22 Ebd.

23 Ebd.

24 Ebd., S. 624 f.

Diesen Aspekt nimmt Raff nun zum Anlass, sich mit dem Phänomen der sogenannten Wolfskinder auseinanderzusetzen. Eben hier wird der Stellenwert der Erziehung im Prozess der Kultivierung und Zivilisierung unterstrichen, durch die die Vollendung des gottgegebenen menschlichen Vernunftpotenzials sichergestellt werden kann. Dieser Sachverhalt impliziert die wohl grundlegendste Prämisse der Menschwerdung im Sinne Kants: »Der Mensch kann nur Mensch werden durch Erziehung. Er ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht.«²⁵ Die Losung Kants lässt sich durchweg anhand der von Raff vorgestellten »Wilde-menschen-Geschichten«²⁶ bilanzieren, wodurch der Topos Wildheit als Kehrseite der Kultur den Status einer vordergründig diffusen Projektionsfläche verliert, auf die das Exterritoriale, Außerzivilisatorische beliebig abgebildet werden kann. Vielmehr wird der Versuch unternommen, das Oppositionsverhältnis von Natur und Kultur exemplarisch darzustellen:

Ihr wisset doch, daß es auf dem ganzen Erdboden Menschen, zusammen ohngefähr tausend Millionen, und unter diesen auch so manches tausend halb wilde und ganz wilde Menschen gebe, die vom lieben Gott nichts wissen, und fast gerade so, wie die wilden Thiere leben, in Höhlen unter der Erde wohnen, und sich unter einander tod schlagen und fressen?²⁷

Unmittelbar darauf verweist der Erzähler wiederum auf die Möglichkeit, die Stufen der Wildheit und des Nicht-Kultivierten graduell zu unterscheiden:

So wild und dum sind aber doch die Indianer nicht, daß sie wie die Thiere auf allen vieren lieffen, in den Wäldern wohnten, Gras und Wurzeln, und Feld- und Baumfrüchte ässen, keine Sprache hätten, und also ein völlig

25 Immanuel Kant, Über Pädagogik, in: Werkausgabe, Bd. 12, Wilhelm Weischedel (Hg.). Frankfurt am Main 1977, S. 691–761, hier 699.

26 Raff, Naturgeschichte, S. 625. Vgl. hierzu die Auseinandersetzung mit diesem Topos bei Hansjörg Bruland, Wilde Kinder in der Frühen Neuzeit. Geschichten von der Natur des Menschen, Stuttgart 2008. Die Studie nähert sich dem Phänomen ausgehend von einer »Phänomenologie der Isolation« (ebd., S. 12) und erörtert deren Facettenreichtum in materialreichen Analysen. Betrachtet werden nicht nur die Brüche innerhalb der anthropologischen und naturgeschichtlichen Episteme, sondern auch die satirische Bearbeitung der Fallgeschichten; nicht minder aufschlussreich Nicolas Pethes, Zöglinge der Natur. Der literarische Menschenversuch des 18. Jahrhunderts, Göttingen 2007, S. 62–97. Vor dem Hintergrund einer Wissensgeschichte der Experimentalpädagogik geht Pethes u. a. der Frage nach, inwiefern »die hypothetischen Annahmen über isolierte Kinder mit einer experimentellen Beobachtung zusammentreffen, die die Wolfskind-Geschichten zum zentralen Bezugspunkt eines auf Isolation setzenden Erziehungsverständnisses werden läßt.« (ebd., S. 63).

27 Raff, Naturgeschichte, S. 624.

thierisches Leben führten: Nein, das thun sie nicht. Sie leben und wohnen in ihren Hütten, sie mögen nun über oder unter der Erde sein, in kleinen und grossen Gesellschaften zusammen, haben ihre eigene Sprache, die sie unter einander, und auch gegen ihre Nachbarn gebrauchen.²⁸

Mit anderen Worten: Es besteht die Möglichkeit, dem »Indianer« ein gewisses Maß an Kultiviertheit zu attestieren, durch das er sich von jenen »taussend halb wilde[n] und ganz wilde[n] Menschen« abgrenzt. Durch den Verweis auf die sozialen Strukturen,²⁹ in denen sich ihr Leben vollzieht und nicht zuletzt den Verweis auf den Besitz einer gemeinsamen Sprache³⁰ erscheint die Lebensweise indigener Völker als Grenzphänomen zwischen Natur und Kultur.

Anders verhält es sich nun mit dem Wilden, der außerhalb der Kultur und damit der menschlichen Zivilisation steht:

Allein man hat Beispiele, daß hie und da einzelne Menschen verlohren gegangen, und sich etliche Jahre nach einander in Wäldern bei den wilden Thieren aufgehalten, und endlich auch, wie diese, auf allen vieren gelauffen, Baum auf, Baum ab geklettert, eben das gefressen, was ihre neuen Kameraden frasen, und so nach und nach mit Haren bedekt, ohne Sprache, ohne Gebrauch ihrer Vernunft, und völlig wild geworden sind.³¹

Während eingangs das Potenzial des Menschen als intelligibles Tier mehrfach Betonung findet, werden in Passagen wie dieser die Effekte einer Abkehr von sämtlichen Prinzipien der Kultivierung und Zivilisierung dargestellt. Mit der lakonisch formulierten Möglichkeit, dass »einzelne Menschen verlohren« gehen, geht ein Ausgang aus dem Raum der Kultur und damit ein Abfall von der Zivilisation einher. Das Ergebnis, dass der Erzähler ohne Umschweife folgen lässt, schleift die Grenze zwischen Natur und Kultur insofern, als es den Status des Liminalen nicht als fixe Grenze umreißt, sondern den Übergang einer »Menschheit« hin zur »Tierheit« als fließenden Prozess darstellt, bei dem die Frage nach der Reversibilität einen besonderen Status erhält.

28 Ebd., S. 625.

29 Vgl. hierzu die detaillierte Darstellung im Kapitel »Von den Regierungsformen der Indianer« bei Joachim Heinrich Campe, Sammlung interessanter und durchgängig zweckmässig abgefaßter Reisebeschreibungen für die Jugend, Dritter Theil, Braunschweig 1787, hier S. 146–153.

30 Vgl. in diesem Kontext das Kapitel »Von der Sprache und den Hieroglyphen der Indianer«, ebd., S. 263–267.

31 Raff, Naturgeschichte, S. 625.

Dies stellen vor allen Dingen jene Fallgeschichten pointiert heraus, die der Erzähler seinen einführenden Worten folgen lässt. Mögen diese »wilden Menschen« zwischenzeitlich noch so »mit Haren bedekt, ohne Sprache, ohne Gebrauch ihrer Vernunft, und völlig wild geworden« sein, so rechtfertigt dies allein noch nicht die Annahme, es handle sich hierbei um Merkmale des Außerzivilisatorischen, die nicht mittels eines kultivierenden Zugriffs zu beheben wäre. Die Erzählung über einen 1544 in Hessen aufgefundenen »wilden Knaben«, der »als ein dreijähriges Kind von den Wölfen geraubt« wurde, die ihn »erzogen« und »ihn mit den besten Stücken ihrer Beute genährt«³² hatten, stellt eine geradezu typische Fallgeschichte dar, die die problematische Re-Kultivierung der »wilden Menschen« ins Auge fasst. Raff berichtet, der Junge sei nach seiner Rückkehr in die Zivilisation nur »schwer zum Aufrechtgehen zu gewöhnen gewesen«³³ und stellt damit die Probleme heraus, die mit einer Rückführung des Wolfkindes in den Ordnungsraum der Kultur einhergehen. Eine derartige ›Kollision‹ von Natur und Kultur macht es notwendig, die Darstellung des Charakters ›wilder Menschen‹, wie sie von Raff bevorzugt vorgenommen wird, näher auszuleuchten.³⁴

Er beschränkt sich dabei keineswegs auf die Probleme einer erneuten Eingewöhnung innerhalb des Raums der Kultur, sondern verweist in seiner Darstellung genauso pointiert auf die schiere Unmöglichkeit, dieser Tier-Menschen habhaft zu werden: 1661 wird von zwei wilden Knaben berichtet, die in Litauen »unter den Bären« gelebt hätten; der eine sei »den Jägern entwischt«, sein Gefährte »habe sich mit seinen Zähnen und Nägeln tapfer gewehrt«.³⁵ Ein Fall von 1694 gibt ebenfalls Aufschluss über die Wehrhaftigkeit eines weiteren litauischen Bärenzöglings, der »als ein überal hariges Geschöpf, auf Händen und Füßen gegangen« und ebenfalls »schwer zu zähmen gewesen«³⁶ sei, was auch über einen in Irland gefangenen wilden Knaben berichtet wird.³⁷

32 Ebd., S. 625 f.

33 Ebd., S. 625 f.

34 Es handelt sich hierbei um kein originäres Phänomen des sechzehnten Jahrhunderts, vgl. Udo Friedrich, *Menschentier und Tiermensch. Diskurse der Grenzziehung und Grenzüberschreitung im Mittelalter*, Göttingen 2009. Friedrich setzt sich in seiner Studie zu Literatur und Kultur des Mittelalters mit einer Vielzahl von Grenzfiguren auseinander, die er vor dem Hintergrund einer Semantik des Liminalen darstellt. Die auf S. 115–144 verhandelte Figur des »Wilden Menschen« (ebd., S. 115) erscheint hier wie auch im naturgeschichtlichen Kontext des achtzehnten Jahrhunderts als »klassische Figur der Exterritorialität, die mittelalterliche Variante jener immer wieder hervortretenden und nie bezwingbaren Instanzen« (ebd., S. 117), die als Antipoden der Kultur gelten dürfen.

35 Raff, *Naturgeschichte*, S. 626.

36 Ebd.

37 Vgl. ebd.

Die bei Raff versammelten »Wildemenschen-Geschichten« haben aufgrund der immer gleichen Motive und deren wenig spektakulärer Variationen eines gemeinsam: Es geht in ihnen keineswegs darum, das Angstpotenzial, das die Zöglinge der Wölfe und Bären für den zivilisierten Leser bereithalten, in den Mittelpunkt zu rücken. Wirft man einen Blick auf die Quellen, denen die Berichte entstammen, so wird deutlich, dass der Leser hier *in nuce* mit den Kernfragen einer Wissenspoetik des Liminalen konfrontiert wird. Durch die komprimierte Darstellung prominenter Fallgeschichten von »wilden Menschen« auf gerade einmal fünf Seiten seiner *Naturgeschichte* schärft Raff den Blick des Lesers für einen wissenschaftlichen Diskurs, der gerade im Zeitalter der Aufklärung immer wieder aufs Neue verhandelt wird: die Grenzziehung zwischen Mensch und Tier,³⁸ durch die sich das vernünftige Individuum seine (nur vordergründig) souveräne Position in immer neuen Spielarten vor Augen zu führen sucht.

Natur und Kultur

Der liminale Status, den der Mensch als Souverän über die Natur besitzt, lässt sich zweifach aufschlüsseln:

Zum einen wird er spätestens immer dann greifbar, wenn die Natur in ihrer Feindseligkeit dargestellt wird und damit zu einer Gefahr für den Menschen avanciert. In zahlreichen Exempeln, von denen ich einige noch benennen werde, repräsentiert der Mensch nicht die ›Krone der Schöpfung‹, sondern allenfalls den wenig rühmlichen Teil einer Nahrungskette. Doch diese Position ist keineswegs fix, denn wenngleich sich der Mensch Gefahren durch die Natur ausgesetzt sieht, so besteht dennoch stets die Option, diese Bedrohungen mittels des aufgeklärten Verstandes zu überwinden.

Zum anderen ist die menschliche Handhabe der Kultur ebenfalls nicht frei von Problemen, ist doch die Genese des aufgeklärten, intelligenten Menschen lediglich das Resultat von diffizilen Kultivierungsprozessen, die einer Vielzahl von Faktoren unterliegen. Auf ähnliche Weise vollzieht sich auch die Domestizierung der Natur, die den Menschen umgibt, mittels einer Reihe von Kulturtechniken, die das aufgeklärte Individuum vernünftig einsetzen muss. Auffällig ist, dass

38 Vgl. hierzu Jean-Jacques Rousseau, Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen, in: Sozialphilosophische und politische Schriften. Aus d. Frz. v. Eckhart Koch, München 1981, S. 37–161; darüber hinaus Johann Gottfried Herder, Abhandlung über den Ursprung der Sprache, in: Werke in fünf Bänden, Bd. 2, Berlin, Weimar 1969, S. 77–190.

der Mensch innerhalb dieser Prozesse in einem permanenten Abhängigkeits- und Spannungsverhältnis zwischen Natur und Kultur steht.

Dieses Spannungsverhältnis schreibt sich mit Blick auf Raffa Darstellung und Beschreibung der drei Reiche der Natur fort. Einerseits wird der Eindruck erweckt, der Mensch könne als Souverän über eine ihm unterworfenen Natur uneingeschränkt herrschen. Doch fernab dieser Beschreibungen einer befriedeten Natur wird andererseits auch immer wieder ihre Grausamkeit hervorgekehrt. Es geht dabei allerdings nicht ausschließlich um das alte Gesetz, das das Recht des Stärkeren innerhalb der Nahrungskette betont, sondern um die Gefahren, die dem Menschen aus dem Raum der Natur heraus drohen.

Ein Beispiel dafür gibt das »fürchterliche, Menschen und Thieren äußerst gefährliche Krokodil«,³⁹ das als eines der Beispiele einer dem Menschen feindlichen Natur erscheint. Es ergeht der Hinweis, dass sich dieses Tier bei der Auswahl seiner Nahrung üblicherweise auf »Fische und Gras, und Schlangen und Eidexen«⁴⁰ beschränkt, in Ausnahmefällen aber, wenn »er Menschen erwischen kann, auch Menschen [...] zerfleischt und frist«.⁴¹ Besonders ausführlich beschreibt der Erzähler die Gefahr, die vom Fortpflanzungsverhalten des Krokodils ausgeht:

Es würden also dieser schrecklichen Thiere, da sie vierzig bis fünfzig Jahr alt werden, und alle Jahr gegen hundert Eier legen, bald so viel werden, dass sie in kurzer Zeit alle Menschen in Aegypten erwürgen könnten, wenn alle diese Eier auskämen, und ihnen nicht manches davon von den Aegyptern weggenommen, und von einem gewissen vierfüßigen Thier, das Ichneumon heist, ausgesaugt würde.⁴²

Bedeutsam bei der Beschreibung der regulierenden Eingriffe, die das Gefahrenpotenzial des Krokodils minimieren können, sind zwei Aspekte: Zum einen raubt der Mensch zeitweise dessen Gelege, wodurch ein Zugriff aus dem Ordnungsraum der Kultur erfolgt, der eine übermäßige Ausbreitung des Krokodils verhindert. Zum anderen vollzieht sich diese Regulierung wiederum durch den Übergriff des »Ichneumons«,⁴³ dem die Eier des Krokodils als Nahrung dienen, innerhalb der Nahrungskette und damit der Natur selbst.

39 Raff, Naturgeschichte, S. 271.

40 Ebd.

41 Ebd.

42 Ebd., S. 272.

43 Vgl. ebd., S. 457. Hier setzt sich Raff näher mit dem »Ichneumon« auseinander, wie die »Faraonsmaus, Faraonsratte oder Manguste« auch bezeichnet werden kann.

Fernab der im Nil lauern den Bedrohungen lässt Raff keinen Zweifel daran, dass die Gefahren, die von der Natur ausgehen, keinesfalls auf die Ferne der Neuen Welt oder des Orients beschränkt bleiben. Dies gilt nicht zuletzt für ein Tier, das bereits durch seinen Namen Furcht verbreiten soll: »Der Menschenfresser ist aber wol der gröste und fürchterlichste Haifisch. [...] Ganze Pferde fand man schon oft in seinem Magen.«⁴⁴ Die eigentliche Gefahr, die für den Menschen von diesem Fisch ausgeht,⁴⁵ beschreibt der Erzähler, indem er »folgende wunderbare Geschichte«⁴⁶ einschleibt:

Im Jahr 1758 fiel ein Matros unglücklicher Weise von einem Schif ins Mitteländische Meer. Kaum lag er im Wasser, so kam ein solcher Menschenfresser herbei, und nahm den um Hülfe schreienden Unglücklichen in seinen weiten Rachen, und verschlang ihn. Kaum aber hatte er den armen Mann im Leibe, so schos der Schifskapitain eine Kanone auf ihn los, und traf ihn zum Glück so dicht, daß er den Matrosen plözlich wieder lebendig ausspie, und man ihn beinahe ganz unverlezt auffischte, und aufs Schif brachte. Den grossen Fresser aber machte man sogleich ganz tod, und hieng ihn oben auf dem Schiffe auf. Der Kapitain schenkte dem geretteten Matrosen dis Ungeheuer, das zehn Ellen lang, und vier Ellen breit, und 3224 Pfund schwer war. Dieser zog mit ihm herum, und lies es für Geld sehen. Er war auch in Teutschland damit.⁴⁷

Dieser äußerst ungewöhnliche Bericht, der Zeugnis ablegen soll von der Gefährlichkeit des »Menschenfressers«, tut dies nicht etwa durch die Präsentation von Faktenwissen, sondern durch die leicht gekürzte Wiedergabe einer Passage aus Philipp Ludwig Stätius Müllers Linné-Übersetzung,⁴⁸ was Raff in einer Fußnote anmerkt.⁴⁹ Ihr entstammt auch die Mutmaßung, es handle sich beim »Menschenfresser« um jenes Tier, das »wol ehemdem den Propheten Jona verschlungen«⁵⁰

44 Ebd., S. 256.

45 In der *Naturgeschichte* erfolgt seine Einordnung in die Klasse der Amphibien.

46 Raff, *Naturgeschichte*, S. 256.

47 Ebd., S. 257.

48 Vgl. Philipp Ludwig Stätius Müller, Des Ritters Carl von Linné vollständiges Natursystem. Nach der zwölften lateinischen Ausgabe und nach Anleitung des holländischen Houttuy-nischen Werks mit einer ausführlichen Erklärung ausgefertigt von Philipp Ludwig Stätius Müller, 6 Teile, Nürnberg 1773–1775, Teil 3, Von den Amphibien (1774), S. 268 f. Es liegt nahe, dass sich Raff bei der Zuordnung des Hais zu den Amphibien an Linnés Standardwerk orientiert hat.

49 Vgl. Raff, *Naturgeschichte*, S. 257, Anm. *).

50 Ebd.

habe. Hier zeigt sich, dass Raff wie auch Müller durch die Rückbindung naturgeschichtlichen Wissens an biblische Motive den Versuch unternehmen, religiöse Exempelgeschichten wie das Schicksal Jonas mit Faktizität anzureichern, wodurch sich die *Naturgeschichte* ein weiteres Mal als Text lesbar machen ließe, der die Grenze zwischen Fakt und Fiktion schleift.

Nach dieser Betrachtung des Gefahrenpotenzials, das der Natur eignet, möchte ich zeigen, wie im Umkehrschluss ihre Domestizierung durch den Menschen dargestellt wird. In der *Naturgeschichte* erscheint der Ort der Zivilisation insofern als Topos des Liminalen, als sich in ihm Natur und Kultur vereinen. Mit anderen Worten: Die domestizierte Natur stellt zwar einen Teil der Kultur dar, behält aber zugleich die Signatur des Fremden. Diese Auffälligkeit kann vor allem mit der Notwendigkeit erklärt werden, dass das zivilisatorische Selbstverständnis in den einschlägigen Texten des achtzehnten Jahrhunderts immer wieder erneut auf den Prüfstand gehoben werden muss. Am Beispiel des Hausschweins lässt sich dies besonders treffend veranschaulichen, denn es ist nicht etwa der Erzähler, der seinen Zuhörern das Wesen und die Lebensweise des domestizierten Tieres erläutert. Mit dem Imperativ, »Schwein sage deine Geschichte her!«,⁵¹ ergeht explizit die Aufforderung an das Tier, Aufschluss über seine viehische Lebensweise zu geben, was nicht unmittelbar befolgt wird:

O wie kann ich das! [d.i. der Einwand des Schweins, auf den die Antwort des Erzählers folgt, MK] Und warum denn nicht? Du solst und must sie hersagen, du wüste garstige Sau! Kanst du dich immer im Koth und Mist herumwälzen, und Aekker und Wiesen und Gärten durchwühlen, und sonst noch allerhand Unfug treiben, so kanst du auch das thun. Rede also, oder du kriegst Schläge!⁵²

Die Weise, in der der Erzähler als Souverän über die domestizierte Natur dem Schwein begegnet, gibt Aufschluss über das Selbstverständnis eines Vertreters der Kultur, der zu einem Repräsentanten der unterworfenen, zivilisierten Natur spricht. In der Drohung des Erzählers, der zögerlichen Bereitschaft der anthropomorphisierten ›garstigen Sau‹ mit Gewalt zu begegnen, manifestiert sich die Rolle des Menschen als einem Gebieter über die Natur, deren Unbändigkeit selbst im Kulturraum noch ansatzweise evident ist.

Dass der Mensch seinen Einfluss jedoch nicht ohne weiteres geltend machen kann, zeigt die Replik des Schweins, durch die dessen Resistenz gegenüber domestizierenden Einflüssen suggeriert wird:

51 Ebd., S. 548.

52 Ebd.

So! Sie wollen mich also zwingen? Nun, das ist lustig! Wissen Sie nun aber auch, daß die Peitsche durch meine groben Borsten, harte Haut und dicken Spek nicht durchgeht, und ich sie also nicht sonderlich viel fühle und fürchte? Oder wollen Sie mich prügeln, und mir Kopf und Füße entzwei schlagen?⁵³

Durch die kurze Beschreibung seiner Abwehrkraft, eingerahmt von zwei Fragen, die ihren rhetorischen Charakter kaum verhehlen, avanciert das Schwein zu einem Lebewesen, das trotz seiner Zugehörigkeit zur domestizierten Natur um die Vorzüge seines ›wüsten‹ Wesens weiß: Der Peitschenhieb durch den kultivierten Menschen mag noch so unnachgiebig und kraftvoll sein, die »harte Haut« des Tieres vermag ihm zu widerstehen. In letzter Konsequenz wird dem Menschen damit die *vollkommene* Herrschaft über den Ordnungsraum der Kultur abgesprochen. Dies bedeutet in der Darstellung Raffs, dass der Mensch die Natur zwar zwingen kann, dies jedoch keinesfalls eine uneingeschränkte Nachhaltigkeit der Kultivierungsprozesse mit sich führt.

Kleine Bestien

Von der Weite der Neuen Welt oder des Orients, ihrer Schönheit aber auch ihrer Gefahren, kehrt sich Raff zeitweise immer dann ab, wenn es gilt, einen Ausgleich zu Fremdheit und Exotik herzustellen. Immerhin ist es das erklärte Ziel der *Naturgeschichte*, dem jungen Leser auch naturgeschichtliches Wissen zu vermitteln, das aus der Alten Welt gezogen werden kann. Bei dem Versuch, das Gefahrenpotenzial der wilden Natur überzeugend zu vermitteln, bleibt auch das Paradigma des wilden Tieres *per se* nicht ausgespart: »der fürcherliche Wolf«,⁵⁴ dessen Hunger bisweilen so enorm sei, dass er, »weil er größer und stärker ist, und sich auch für grossen Thieren, und selbst für Menschen nicht fürchtet, ja sogar in seinem Heishunger die Menschen selbst anfält, und Kinder und Weiber und Männer zerreist und frist.«⁵⁵

Es ist Raff nicht daran gelegen, den Wolf als die Verkörperung einer omnipotenten Bedrohung für den Raum der Kultur darzustellen. Vielmehr liegt eingebettet in die ausladende Beschreibung des Wolfs als personifizierte Gefahr für »die Reisenden und auch die Schäfer«⁵⁶ eine Sequenz, in der die Bestie in Acht und Bann gelegt wird:

53 Ebd.

54 Ebd., S. 493.

55 Ebd.

56 Ebd., S. 495.

Weil er ganz unersättlich nach Fleisch ist, und Menschen und Vieh erwürgt, und selbst die Leichen ausschart, so hat man ihm mit Recht in Europa einen beständigen Krieg angekündigt, und sogar einen Preis auf seinen Kopf gesetzt, damit er nach und nach ganz ausgerottet, oder doch genöthiget werde, seine Wohnung in den wenig oder gar nicht bewohnten Gegenden von Asia, Afrika und Amerika zu nehmen. In Grosbritannien, Irland und Teutschland gibt's schon lange keine Wölfe mehr; die Norweger aber werden noch sehr von ihnen geängstiget.⁵⁷

Nach der weitläufigen Ausrottung der Wölfe im 17. Jahrhundert gilt es folglich, eine Bestie zu konstruieren, die zu jagen und auszumerzen des Menschen oberstes Gebot ist. Dabei büßt der Feind zwar an Größe ein, doch die Gefahr für den Menschen – nicht zuletzt durch den agrarwirtschaftlichen Schaden – erscheint dabei keineswegs als Marginalie.

Es ist bemerkenswert, wie geschickt Raff in Konstruktion und Wiedergabe bestimmter Lebensweisen der Tiere Schaden und Nutzen als gleichberechtigt nebeneinander stellt: So gerät der »Hamster oder Kornferkel«⁵⁸ in der *Naturgeschichte* zu einem äußerst bedrohlichen »Getraide Dieb«,⁵⁹ der sich in den Monaten, in denen das Korn noch reift, der »Mäusse- und Vogeljagd«⁶⁰ zuwendet. Die detaillierte Schilderung der Aggression des Hamsters entnimmt Raff zu weiten Teilen Friedrich Gabriel Sulzers *Versuch einer Naturgeschichte des Hamsters* (1774), der sich mit seiner Schrift dem Schädling der Feldfrüchte anzunähern sucht. Auch Sulzer konzentriert sich bei seiner Darstellung auf die Konstruktion einer kleinen Bestie, die nicht minder schadhaft ist, als die großen, furchterregenden Raubtiere, die beinahe flächendeckend aus Europa verschwunden sind. Der minutiösen Darstellung der Lebensweise des Hamsters durch Sulzer, seiner Kampf- und Verteidigungsstrategien, stellt Raff eine komprimierte Wiedergabe des naturgeschichtlichen Wissens gegenüber, das in einem Akt der *poiesis* ausgewählt und arrangiert wird:

57 Ebd., S. 493 f. Vgl. hierzu auch Wilfried Ott, *Besiegte Wildnis. Wie Bär, Wolf, Luchs und Steinadler aus unserer Heimat verschwanden*, Leinfelden-Echterdingen 2004, S. 111–176, v. a. S. 134–140 und aktuell Alexander Kling, *War-Time, Wolf-Time. Material-semiotic knots in the Chronicles of the Thirty Years' War*, in: Patrick Masius, Jana Sprenger (Hg.): *Historical Interactions between Humans and Wolves* (erscheint Isle of Harris 2014).

58 Raff, *Naturgeschichte*, S. 426.

59 Ebd.

60 Ebd.

Er wehrt sich gegen alles, was ihn angreift, so lange er kann. Er vertheidigt sein Leben lange Zeit gegen Hunde, die oft, wenn sie in dieser Art von Jagd noch nicht sattsam erfahren sind, gezwungen werden, unverrichteter Sache wieder abzuziehen. [...]

Dies Thier [...] scheint keine Leidenschaft außer den Zorn zu kennen, [...] und unter einander haben sie keine Gesellschaft, im Gegentheile werden nie zween Hamster zusammen kommen, ohne sich in den heftigsten Streit einzulassen, dabey kein Vertrag stattfindet, sondern der schwächere muß dem stärkern weichen, und wenn er dieses nicht kann, so wird er getödtet, und gefressen. [...]

Ratten, Mäuse, Feldmäuse und andere kleine Thierchen tödtet und frißt er.⁶¹

Er ist sehr wild, und beist und zankt sich mit allen Thieren, die ihm begegnen. Ja er ist sogar so dreiste, ob er gleich nur eine Spanne lang ist, sich gegen Hunde und Kazen, und andere viel grössere Thiere, und selbst gegen Menschen zu wehren. Ratten und Mäuse, die ihm begegnen, macht er alle tod, und frist sie mit Haut und Haren auf. Und wenn er auch einen von seinen Kameraden antrifft, und er ihm nicht ausweicht, so erwürgt und frist er ihn.⁶²

Wenngleich der landwirtschaftliche Schaden unermesslich scheint, antwortet der Erzähler auf die Frage der Kinder, ob dieses Tier denn zu nichts zu gebrauchen sei, wie folgt:

O ja, die armen Leute sind froh, wenn es viele [Hamster, MK] gibt. Sie nehmen ihre Magazine, essen ihr Fleisch, und verkauffen ihre Bälge. Ein guter Balg kostet drei bis vier Pfennige. Damit also die Hamster nicht ganz ausgehen, und sie doch alle Jahr was zu ernten, zu essen und zu verkauffen haben, lassen sie viele Leben und wieder springen, die sie schon gefangen haben; und manchen entwischen, die sie leicht fangen könnten.⁶³

61 Friedrich Gabriel Sulzer, Versuch einer Naturgeschichte des Hamsters. Mit einigen illuminirten und unilluminirten Kupfern, Göttingen, Gotha 1774, S. 125–130.

62 Raff, Naturgeschichte, S. 429.

63 Ebd., S. 428.

Die Segnungen der Hamsterjagd sind dabei keineswegs Fiktion, denn Raff partizipiert durch seine Schilderung an einem Diskurs, der im ausgehenden achtzehnten Jahrhundert von erheblicher Brisanz ist: die flächendeckende Bekämpfung des Hamsters durch fürstliche Befugnis.⁶⁴ Die Passagen der *Naturgeschichte*, die Aufschluss geben über das Vorgehen der »armen Leute« – nutznießende Jäger des Hamsters –, entstammen ebenfalls Sulzers Schrift. Dieser führt vor Augen, dass die Hamster »weit mehrern Schaden durch Entwendung des Getraides, als sie durch ihre Fellchen, und durch ihr Fleisch [...] Nutzen stiften.«⁶⁵ Was den zeitgenössischen Zöglingen dabei verborgen geblieben sein dürfte: Die naturgeschichtlichen Episteme werden hier abermals von ökonomischen und agrarwirtschaftlichen Relevanzen durchkreuzt, die auf das Engste mit der noch jungen Disziplin der Kameralwissenschaft verknüpft sind und den Charakter der *Naturgeschichte* als einer Wissenspoetik abermals betonen.⁶⁶

Rudimente der Fabel

An dieser Stelle soll noch einmal auf Rapps eigenen Anspruch eingegangen werden, den er in seiner Vorrede formuliert hat und wonach die *Naturgeschichte* gemäß einer narrativen Strategie ausgestaltet ist, die die kindliche Lektüre mit Lust erfüllt. Neben den unleugbaren, oftmals wenig spektakulären Fakten, mit denen Raff einen weiten Bogen von der Botanik über die Zoologie bis hin zur Mineralogie spannt, sind es nicht zuletzt die phantastischen Einsprengsel – man könnte sie auch Rudimente der Fabel nennen –, die Raff in seine naturgeschichtliche Darstellung einfließen lässt; der narrative Gestus folgt hier in erster Linie einem einschlägigen rhetorischen Prinzip: *prodesse et delectare*.

Zwei Beispiele sollen dieses Vorgehen verdeutlichen, und es überrascht dabei kaum, dass Raff selbst diese Verfahrensweise differenziert ausgestaltet. Mit

64 Die Zuordnung des Hamsters zur niederen Jagd – erstmals im Kursächsischen Edikt Augusts des Starken von 1717 – findet sich beispielsweise auch bei Heinrich Wilhelm Döbel, *Neueröffnete Jäger-Practica, oder der wohlgeübte und erfahrene Jäger*, Leipzig 1754, S. 98 und noch im ausgehenden achtzehnten Jahrhundert, vgl. Johann Matthäus Bechstein, *Gemeinützige Naturgeschichte Deutschlands nach allen drey Reichen. Ein Handbuch zur deutlicheren und vollständigeren Selbstbelehrung besonders für Forstmänner, Jugendlehrer und Oekonomen. Erster Band welcher die nöthigen Vorkenntnisse und die Geschichte der Säugthiere enthält. Mit Kupfern*, Leipzig 1789, S. 115 f.

65 Sulzer, *Naturgeschichte des Hamsters*, S. 176.

66 Vgl. zur Korrelation von Kameralwissenschaft und Landwirtschaft Thomas Simon, »Gute Policy«. Ordnungsleitbilder und Zielvorstellungen politischen Handelns in der Frühen Neuzeit, Frankfurt am Main 2004, S. 441–447.

den Rudimenten der Fabel verifiziert oder falsifiziert der Autor einen spezifischen Wissenskomplex, der einer Gattung oder einer Art zugeschrieben wird, wobei die bloße Bestätigung von Aussagen keinesfalls bedeutet, dass Raff hier tatsächlich mit Faktenwissen operiert. Es geht offenkundig in erster Linie darum, einem dargestellten Tier menschliche Charakterzüge zuzuschreiben. Der Aspekt der Falsifizierung greift vor allem bei der Beurteilung von ›Fabelwissen‹. Ich habe diesen Terminus bewusst verwendet, um damit eine Wissensform zu benennen, die einerseits personenbezogen ist, andererseits aber auch ungeprüft und unkritisch von weiteren Individuen affirmiert und weitergegeben wird. In der Darstellung des Löwen beispielsweise kommt es zu einer Amalgamierung dreier Modi:

1. Faktizität. Es finden sich Aspekte, die unmittelbar auf naturgeschichtliche Wissensfelder zurückgeführt werden können und die Gestalt des Löwen ganz im Lichte empirischer Fakten wiedergeben. 2. Rhetorizität. Ungeachtet empirischer Tendenzen findet sich immer wieder auch ein intensiver Einsatz von Hyperbeln, die Größe, Kraft und die ausgesprochene Charakterstärke dieses Tieres in einer Weise hervorheben, die häufig manieriert anmutet. 3. Intertextualität. Raff greift auf antike Texte zurück, die beispielsweise einer Verklärung des Löwen zuarbeiten. Mittels der Montage dieser einzelnen Topoi wird *qua narratio* die Genese ›eines Löwen‹ vollzogen, der Faktizität, Rhetorizität und Intertextualität auf sich vereint.

Anhand der nachstehenden Schilderungen des Löwen aus der *Naturgeschichte* werden die eben aufgeführten drei Darstellungsmodi nachvollziehbar in Szene gesetzt. Raff zufolge ist er

das stärkste, verwegenste und schrecklichste Tier auf dem Erdboden. Er macht alle anderen vierfüßigen Thiere, bis an den Elefanten und den Tiger, das Nilpferd und das Nashorn nieder. [...] Er selbst aber wird keinem einzigen Thier zur Beute, es sei auch noch so gros, als es wolle – der Tiger überwindet ihn doch zuweilen – und ist also gleichsam der König, und der Kommandant über alle Thiere. Alle fürchten und fliehen für ihm.⁶⁷

Ungeachtet der hier geschilderten begrenzten Souveränität des Löwen wird ihm ein Status zuerkannt, der sich bis in die Antike zurückverfolgen lässt. Spätestens seit dem *Physiologus*, einer zwischen dem zweiten und vierten Jahrhundert verfassten frühchristlichen Naturlehre, birgt die eingängige Metapher des Löwen als dem König der Tiere ikonographische Prägnanz.⁶⁸

67 Raff, *Naturgeschichte*, S. 466 f.

68 Vgl. *Der Physiologus*, übertr. u. erl. v. Otto Seel, Zürich, Stuttgart 1960, S. 3 f.

Die weitere Beschreibung des Löwen fällt ambivalent aus: So unterbleibt einerseits zwar kein narrativer Kunstgriff, um sowohl Angst wie auch Ehrfurcht zu evozieren, doch bedient sich Raff andererseits immer wieder der Möglichkeit, »Gros-muth und Erkäntlichkeit einiger Löwen«⁶⁹ anzuführen. Trotzdem scheint es Raff in erster Linie daran gelegen, mit Nachdruck auf die Gefahr hinzuweisen, die dieses Raubtier darstellt: »Alle fürchten und fliehen für ihm«, skandiert der Erzähler mittels einer perhorreszierenden Alliteration und nimmt davon keine Spezies aus:

Auch die Menschen sind in seiner Gegenwart ihres Lebens nicht sicher. Denn wenn er alzu alt, oder aufgebracht, oder sehr hungrig ist, so nimt und zer-reist er, was er kriegen kann, es sei nun Affe, Mensch oder Kamel. Trift er aber Menschen und Thiere beisammen an, so nimt er nur die Thiere und läst die Menschen gehen. Beleidigen ihn diese aber, ja dann rächt er sich nachdrücklich an ihnen, und rottet in etlich Tagen eine ganze Neger- oder Mohren-Familie aus.⁷⁰

Die Kehrseite zur Wut eines gekränkten Löwen, der in der Schilderung Ruffs einen menschlichen – wenn auch zugegeben hypertrophen – Vergeltungsdrang entwickelt, äußert sich in ebenso menschlich anmutenden Eigenschaften wie »Gros-muth und Erkäntlichkeit«. Neben der empfindsamen Beschreibung einer Freundschaft zwischen einem »Pudelhündchen«⁷¹ und einem Löwen, der sein Leben in einer Londoner Menagerie zubringt, fügt der Erzähler die Fabel von Androklos und dem Löwen als Tatsachenbericht ein – zumindest ergeht kein Hinweis auf den fiktiven Gehalt der populären Geschichte, die Aulus Gellius' *Noctes Atticae* (um 170 n. Chr.) entstammt.⁷²

69 Raff, Naturgeschichte, S. 467.

70 Ebd.

71 Ebd., S. 471.

72 Vgl. Die attischen Nächte des Aulus Gellius, zum ersten Male vollst. übers. u. m. Anm. vers. v. Fritz Weiss, Bd. 1, Leipzig 1875 f., S. 294–298; außerdem die anonyme Schrift *Beyspiele von Volks-Tugenden, auf alle Tage des Jahrs zum Unterricht der Jugend und der gemeinen Leute*, aus dem Französischen des Herrn Berengers. Zweyter Theil, Bamberg, Wirzburg [sic!] 1789, S. 495–198. Mit dem Hinweis, es handle sich bei der Geschichte um »Eine alte Anekdote« (ebd. S. 495), erscheint sie hier unter dem Titel »Der Sklave und der Löwe« (ebd.); kritische Betrachtung erfährt die Geschichte bei Lauritz Smith, Ueber die Natur und Bestimmung der Thiere wie auch von den Pflichten der Menschen gegen die Thiere, aus d. Dän., Kopenhagen 1790, 234–238, hier S. 234 f.: »Die Begebenheit, mit Androklos und dem Löwen, ist aus den Alten bekannt genug, und man kann meines Bedünkens, mit so viel wenigerm Grunde ihre Glaubwürdigkeit in diesen und andern ähnlichen Fällen in Verdacht ziehen, da sie blos erzählen, ohne Schlüsse aus diesen Erzählungen zu ziehen; da sie sie anführen, nicht um

Zur Erinnerung: Der römische Sklave Androklos entflieht den Misshandlungen seiner Herrschaft und verirrt sich, erschöpft von Hunger und Durst, in eine Höhle der »Afrikanischen Wüsteneien«,⁷³ wo er auf einen Löwen trifft, der sich aufgrund einer Wunde am Fuß nur mühsam vorwärts schleppen kann. Sein »klägliches Gebrül«⁷⁴ weckt das Mitleid des Androklos, der die Verletzung besieht: »Ach, welch grosser Splitter steckte nicht darin! Und denn war er [der Fuß des Löwen, MK] auch über und über geschwollen, und voller Materie.«⁷⁵ Mit der einleitenden Interjektion, dem Klage laut »Ach«, den der Erzähler ausstößt, korrespondiert der Text mit dem »kläglichem Gebrül« des wunden Raubtieres, was mit Blick auf die Figurenkonstellation eine Umschichtung des Kräfteverhältnisses zur Folge hat. Der blutrünstige Löwe erscheint angesichts seiner eiternden Verletzung als schwach und dem Menschen beinahe ausgeliefert, weswegen der Sklave furchtlos zur karitativen Tat schreitet:

Androklos zog den Splitter heraus, drückte die Materie aus der Wunde und reinigte sie, so gut er konnte. Da nun der Löwe keine Schmerzen mehr fühlte, legte er seinem Wundarzt seinen wunden Fuß in die Hand, und schlief ein. Wie er erwachte, gab er ihm mit allerhand sonderbaren Geberden zu verstehen, daß er bei ihm bleiben, und mit seinem Logis und Tisch vorlieb nehmen möchte.⁷⁶

Auf das Mitleid und die Hilfe des Androklos folgen Dankbarkeit und Gastfreundschaft des Löwen, der damit seine charakterliche Größe unter Beweis zu stellen scheint. Dies nun als Aspekt einer Anthropomorphisierung zu lesen, greift meiner Meinung nach jedoch zu kurz, denn im Grunde gilt hier, was ich eingangs über das binäre Verhältnis aus Natur und Kultur als liminales Phänomen geschrieben habe. Ruffs einführende Bemerkungen über den Löwen, die Betonung seiner naturgegebenen Wildheit, konkurrieren und korrespondieren zugleich mit einer Reihe von Eigenschaften, die den Eindruck erwecken, Resultate eines Kultivierungsprozesses zu sein. In der Geschichte des Androklos erscheint der Löwe nämlich zivilisiert und steht damit dem Raum der Kultur näher als dem der Natur.

Die Schilderung der drei Jahre, die Androklos »sehr zufrieden, und ohne Angst«⁷⁷ an der Seite des Löwen verbringt, suggeriert, dass sowohl Mensch wie auch Tier in der Lage sind, in einträchtiger Gemeinschaft miteinander zu leben:

diesen oder jenen philosophischen Lehrsatz zu bestärken, sondern sie als bloße Begebenheiten hinsetzen, und es dem Leser überlassen Folgen daraus zu ziehen.«

73 Raff, Naturgeschichte, S. 473.

74 Ebd.

75 Ebd.

76 Ebd., S. 473 f.

77 Ebd., S. 474.

»Der Löwe holte Fleisch, und theilte redlich mit ihm, und war nicht eher ruhig, als bis er sah, daß sein Kamerad sat war. Die besten Stükchen Fleisch brachte er ihm allemal von der Jagd mit nach Hause.«⁷⁸ Die oben bereits erwähnte Dankbarkeit und ihre positiven Effekte entrücken den Löwen der Wildheit und statten ihn mit menschlichen Zügen aus, wohingegen Androklos drei Jahre der Zivilisation fernbleibt und »das thierische Leben«⁷⁹ an der Seite des Löwen einem Dasein in Unfreiheit vorzieht. Was lässt sich nun aber daraus schließen? Der Text leistet hier eine liminale Codierung von Mensch wie auch Tier. Androklos und der Löwe stehen sich nicht mehr als Angehörige jeweils verschiedener und aufgrund ihrer Wesenheiten unvereinbarer Gattungskörper gegenüber, sondern bewegen sich aufeinander zu. Die Kluft zwischen Mensch und Tier, das »Dazwischen«, wird in einem Prozess der gegenseitigen Annäherung sukzessive und unaufhaltsam verringert, ohne in letzter Konsequenz allerdings zu einer völligen Aufgabe des kultivierten Lebens zu führen, wie es in den »Wildemenschen-Geschichten« der Fall war.

Nachdem Androklos den Löwen verlassen hat und von Soldaten gefangen gesetzt wird, kommt es zur entscheidenden Wendung. Der Sklave soll »nach etlichen Tagen lebendig den wildesten Thieren«⁸⁰ vorgeworfen werden, doch die Zuschauer – unter ihnen Kaiser Caligula – erleben unmittelbar die Folgen einer liminalen Codierung: Der Löwe, dem Androklos in der Arena angsterfüllt gegenüber tritt,

that ihm nicht nur nichts zu Leide, sondern stand gleichsam vor Verwunderung stille, wie er ihn sah, gieng ganz sanft und liebeich, gleich als ob er ihn kennete, auf ihn zu, wedelte mit dem Schwanze, und roch und lekte an dem armen Androklos, der vor Angst beinahe schon halb tod war, und weder sah, noch hörte, was mit ihm und um ihn vorgieng.⁸¹

Das Raubtier entpuppt sich schließlich als Androklos' Höhlengenosse, worauf ihn Caligula, dem der Verurteilte »seine ganze Geschichte« erzählt, begnadigt und ihm »noch dazu den Löwen zum Geschenk«⁸² gibt, der in fortan als treuer Gefährte begleitet.⁸³

78 Ebd.

79 Ebd.

80 Ebd.

81 Ebd.

82 Ebd., S. 475.

83 Zu den ebenfalls prominenten Variationen dieses Motivs einer Kameradschaft zwischen Mensch und Löwe gilt eine Episode aus Hartmann von Aues Artusroman *Iwein* (um 1200), in der der Ritter Iwein einem Löwen im aussichtslosen Kampf gegen einen Drachen zur Hilfe eilt. Vgl. Hartmann von Aue, *Iwein*, Übers. u. Nachw. v. Thomas Kramer, 4., überarb. Aufl.,

Nach diesem Beispiel einer verifizierenden Narration soll nun auch deren Gegenstück zur Sprache kommen, bei der es darum geht, vermeintliches Faktenwissen in einem ersten Schritt zu vermitteln, in einem zweiten Schritt aber als bloße Fiktion abzuqualifizieren: »Nicht wahr, ich darf das Thiereich nicht schließen, ohne euch was von dem Kraken erzählt zu haben? Nun so höret einmal zu, was ich von ihm in den Reisebeschreibern gelesen habe.«⁸⁴ Raff sichert sich die Aufmerksamkeit sowohl seiner Zuhörer als auch seiner Leser mittels einer rhetorischen Frage, um in unmittelbarem Anschluss darauf zu verweisen, dass dem Bericht über den Kraken einzig tradiertes Wissen zugrunde liegt. In einer der wenigen Fußnoten der *Naturgeschichte* verweist Raff auf die *Geschichte von Norwegen* des dänischen Theologen Erik Pontoppidan und merkt an, die darin enthaltene »Krakengeschichte [...] für eine wahre Fabel«⁸⁵ zu halten – geschildert wird sie dennoch.

Raffs Auseinandersetzung mit dem Kraken vereint damit auf sich einerseits neuzeitliches Faktenwissen, berücksichtigt andererseits aber auch jenen Bereich, dem erst Jahrzehnte später durch die *Naturwissenschaft* eine explizite Absage erteilt werden wird: das ›Fabelwissen‹. Dem Wesen dieses rätselhaften Tieres wird dabei besondere Aufmerksamkeit gewidmet:

Das Wunderthier Kraken hält sich, sagt man, im Nordmeer zwischen Schotland, Norwegen und Island auf, und sieht einer Insel weit mehr ähnlich als einem Thier, so daß der grosse Grönländische Walfisch nur eine Kaze dagegen ist. Er sol eine Art Polype sein, und in der äussern Gestalt viel einer Spinne gleichen, und mit einer großen Menge von Baumdicken Arm- und Fühlhörnern versehen sein. Er sol auf dem Grund des Meeres wohnen, und nur im Sommer bei stiller Witterung, und zwar jeden Sommer nur einmal, bis auf die Oberfläche des Meers, und alsdenn mit sehr langsamen Schritten gerade in die Höhe herauf kommen.⁸⁶

Berlin, New York 2001, v. 3828–3922. Nachdem Iwein den Drachen erschlagen hat, erweist ihm der Löwe seine Dankbarkeit: »sich bôt der lewe ûf sînen vuoz / und zeict im unsprechende gruoz / mit gebærde und mit stimme.« (»Der Löwe schmiegte sich ihm zu Füßen / und grüßte ihn ohne Sprache / mit Gebärden und Lauten.«), ebd., v. 3869–3871. Ähnlich wie im Falle Androklos' treten der Löwe und Iwein fortan als unzertrennlige Gefährten auf, man spricht von ihm landläufig als dem »rîter der des lewen pflac« (»Ritter mit dem Löwen«), ebd., v. 4741.

84 Raff, *Naturgeschichte*, S. 641 f.

85 Ebd., S. 640 f., Anm. *) Bereits zuvor, bei der Schilderung des »Grönländische[n] Walfisch[s]« (ebd., S. 588), merkt der Erzähler an, es gebe kein »grösseres Meerungeheuer« (ebd., S. 589), zumal der weitaus größere und monströsere Kraken, von dem er den zuhörenden Kindern noch erzählen will, eine bloße »Fabel« (ebd.) darstelle.

86 Ebd., S. 641.

Die Distanznahme des Erzählers von der Schilderung Pontoppidans wird durch den kombinierten Einsatz von indirekter Rede (»sagt man«) und subjektiver Modalität (»sol«) unterstrichen und verweist indirekt auf den Fiktionscharakter dieser Sequenz. Das fiktive Geflecht verleitet gerade dazu, Ruffs subjektives Sprechen mit der Aussage »Der Kraken soll existieren« zu paraphrasieren.

Ungeachtet dessen verbleibt Raff auf dem Terrain des Liminalen, innerhalb dessen dieser monströse »Polype« gleich zweifach als Skandalon erscheint: Als Fabelwesen nimmt er einerseits gerade deshalb eine exponierte Position innerhalb der *Naturgeschichte* ein, weil Raff hier in erster Linie wirkungsästhetische Belange ins Auge fasst und zu deren Gunsten auf Faktenwissen verzichtet. Andererseits – und dieser Aspekt erscheint nicht minder relevant – wird die Existenz des Kraken allein aufgrund fehlender Beobachtungen »glaubwürdiger Fischer oder Reisebeschreiber«⁸⁷ in Abrede gestellt. Dies verhindert erstaunlicherweise aber nicht, dem sagenumwobenen Monstrum als Garant für Nervenkitzel einen festen Platz in der *Naturgeschichte* einzuräumen.

Das Kapitel über den Kraken macht es sich nicht zur Aufgabe, dessen Existenz mittels Logik und Empirie zu widerlegen, denn ein Blick auf die zahlreichen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit dem riesenhaften Polyp verdeutlicht, dass der Beweis für dessen Existenz allenfalls von sekundärem Interesse ist. Primär geht es den Autoren der Reisebeschreibungen,⁸⁸ Naturgeschichten,⁸⁹ geographischen Sachliteratur⁹⁰ und Enzyklopädien⁹¹ darum, die Un(be)greifbarkeit des Kraken herauszustellen, was nicht zuletzt durch den Rückgriff auf

87 Ebd., S. 640 f., Anm. *).

88 Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen in einem ausführlichen Auszuge. Worinnen eine genaue Nachricht von der Religion, Regierungsverfassung, Handlung, Sitten, natürlichen Geschichte und andern merkwürdigen Dingen verschiedener Länder und Völker gegeben wird: Aus verschiedenen Sprachen zusammen getragen, Zweyter Theil, aus d. Engländischen übers., Johann Friedrich Zückert (Hg.), Berlin 1764, S. 221–225; Reisen eines Franzosen, oder Beschreibung der vornehmsten Reiche der Welt, nach ihrer ehemaligen und itzigen Beschaffenheit; in Briefen an ein Frauenzimmer abgefasst u. hg. v. Hrn. Abte Delaporte, Achter Theil, Leipzig 1772, S. 134–137.

89 Vgl. Handbuch der Naturgeschichte oder Vorstellung der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes in den Werken der Natur, Dritter Band, welcher die Fische enthält, mit zwölf Kupferplatten, aus d. Franz. übers., Nürnberg 1774, S. 288–305.

90 Vgl. Adrien Richer, Neuere Geschichte der Polar-Länder, Zweyter Theil, Berlin 1778, S. 180–187.

91 Vgl. Johann Georg Krünitz, Oekonomisch-technologische Encyclopädie, oder allgemeines System der Stats- Stadt- Haus- und Land-Wirtschaft, und der Kunst-Geschichte, in alphabetischer Ordnung, Sechs und vierzigster Theil, von Korn-Preis bis Kram, Berlin 1789, S. 666–701. Der Artikel ist insofern aussagekräftig, als er das zeitgenössische Wissen vom Kraken nicht nur bündelt, sondern zugleich dessen Fiktionscharakter einer kritischen Bewertung unterzieht.

Pontoppidans Schilderung dieses monströsen Bewohners der Grenze zwischen Fakt und Fiktion bewerkstelligt wird. Dies gilt auch für den Fortgang der Beschreibung des Kraken und die Erläuterung seiner Lebensweise, bei der der Modus der Narration dem »Ungeheuer«⁹² einerseits Kontur und Gestalt verleiht, es gleichzeitig aber mittels des durchgehenden Einsatzes von indirekter Rede und Konjunktiv mit dem Etikett eines bloßen Fabelwesens versieht:

Derjenige Theil seines Rückens, der alsdenn über dem Wasser hervorragt, sehe einer Insel ähnlich, die mit Gras und Drek, mit Fischen und Baumhohen Armen und Fühlhörnern, die wie Mastbäume in die Höhe stehen, bedekt sei, und eine halbe Stunde im Umfange habe. Und was mag wol dieses Ungeheuer zu diesem Spaziergange bewegen? Vielleicht die Erhaschung seiner Nahrung? Denn man glaubt, es fresse sich bei dieser Gelegenheit auf ein ganzes Jahr sat. Um aber gewis einen recht festlichen Schmaus halten zu können, entledige es sich seines Unraths, der das Wasser trübe mache, und für die Fische einen so angenehmen Geruch habe daß sie auf allen Seiten in Menge herbei schwimmen. Und nun öffne es seinen Rachen, und verschlinge sie meist alle. Habe es seinen großen Wanst gefüllt, so sinke es wieder ganz langsam in den Abgrund hinunter, und verdaue nun an seinem Raub ein ganzes Jahr. – Es ist eine Fabel, daß es einen solchen Kraken gebe.⁹³

Die lakonische Schlussbemerkung, durch die der Bericht vom Kraken endgültig mit dem Index der Fiktion versehen wird, stellt zugleich den Abschluss der Beschreibung des Tierreichs und – sinnigerweise – der Auseinandersetzung mit den Säugetieren dar.

Damit verschwindet der Kraken allerdings nicht aus dem Fokus des Interesses: Der phantastische Souverän des Nordmeers avanciert nicht zuletzt in fiktionalen Texten des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts zum Paradigma des Scheins und gerät so zum veritablen Mahner gegen Empirie und Faktenglaube. So tritt das Geschöpf beispielsweise fünf Jahre nach der Erstauflage der *Naturgeschichte* in Daniel Holtzmanns unscheinbarer Fabel vom *Kraken und dem Schiffer* auf, in der nicht nur der Glaube an die Verlässlichkeit menschlicher Perzeption ins Wanken gerät:

Ein Kraken hob sich allmählig aus dem Meer' empor. Ein Schiffer der in die Nähe kam, hielt ihn für festes Erdreich und landete auf solchem. Wie

92 Raff, Naturgeschichte, S. 642.

93 Ebd.

erschreck er, als plötzlich dieser Boden unter ihm entwich, und er sich mühsam durch Schwimmen auf sein Schiffgen rettete.

Kaum war er geborgen, als er sah, was ihn bethört hatte; und eine Fluth von Flüchen gegen den betrüglichen Fisch ausstieß.

»Du fluchst mir würrklich sehr zur Unzeit; antwortete dieser; da du mir danken solltest. Ein Mann, der in ein so unsichres Element auf schwachem Brete sich wagt, sollte nie dem blosen Scheine trauen; oder thut er's einmal, so sey er froh, wenn er mit durchnäßten Kleidern und einem kleinen Schrecken davon kömt, weil er dadurch vielleicht sich Klugheit für die Zukunft holt.«

Würrklich giebt es gewisse kleine Betrüger, denen man sich noch obendrein verbunden zu seyn achten sollte, weil sie uns durch nicht alzuschädliche Erfahrung jene Klugheit lehren, die man nie aus der Theorie allein erlernt.⁹⁴

Es sind gerade solche Texte, anhand derer sich veranschaulichen lässt, wie sich das »Wunderthier Kraken«, dessen Existenz im naturgeschichtlichen Diskurs so eingehend verhandelt wurde, nun zu den *dramatis bestiae* der Fabel gesellt. Ging es Raff in seiner *Naturgeschichte* primär darum, seine Zuhörerschaft durch den phantastischen Gehalt der Erzählung vom Kraken zu unterhalten, entfällt bei Holtzmann die pastose Beschreibung des Tieres zugunsten einer Entfaltung seines didaktischen Potenzials.

Schluss

Es dürfte deutlich geworden sein, dass die *Naturgeschichte für Kinder* ein überaus ambitioniertes Stück Sachliteratur darstellt, zu deren Domäne im Falle Ruffs weder strikte Empirie noch reine Faktizität zählt. Ebenso wenig fokussiert das Projekt den Versuch einer mimetischen Wiedergabe der drei Reiche der Natur als Gebiete, die sich der Mensch ohne weiteres erschließen kann. Vielmehr erscheint Ruffs Darstellung als ein diffuses epistemologisches Gefüge, das zwar in einem ersten Schritt auf Faktenwissen gründet, den Text darüber hinaus aber ebenso forciert mythologisch oder kryptozoologisch codiert und mit Elementen der Fabel auflädt.

In dem Unterfangen, seinen jungen Lesern das rätselhafte Terrain der Natur fernab tradierter Nomenklaturen vor Augen zu führen, geraten Ruffs Beschreibungen immer wieder in das Fahrwasser des Fiktiven, was eher zu einer Verklä-

94 Fabeln nach Daniel Holtzmann, weiland Bürger und Meistersänger zu Augspurg, August Gottlieb Meißner (Hg.), Carlsruhe 1783, S. 4 f.

zung ihres Gegenstands als zu dessen Erhellung führt. Der Transformationsprozess von der Naturgeschichte hin zu Naturphilosophie, Naturwissenschaft und ihren Teildisziplinen zeigt vor allem eines: die Endlichkeit von Wissensformationen und die Preisgabe von Scheinwissen und vermeintlicher Faktizität zugunsten einer empirischen Auseinandersetzung mit Natur, Kultur und dem Status des Menschen innerhalb dieser.

Sind auch in Ruffs *Naturgeschichte* »die Thiere sprechend angekommen«, so verlassen sie ihr Terrain nicht schweigend. In zahlreichen überarbeiteten Neuauflagen schwatzen sie fort, erörtern ihre Lebensweise, positionieren sich vor ihren kindlichen und jugendlichen Zuhörern und überführen den anachronistischen Diskurs der Naturgeschichte in das neunzehnte Jahrhundert.⁹⁵ Darüber hinaus aber liefern sie zugleich den Beweis, dass die Stoffe einer solchen Schriftenkultur die Zeiten nicht unantastbar überdauern: Die spezialisierte Kinderliteratur kann auch über das Zeitalter der Aufklärung und darüber hinaus Bestand haben.

95 Die 14. Auflage erscheint 1833, allerdings an entscheidenden Stellen korrigiert und um allzu phantastische Passagen bereinigt.